

Christoph Böhr | Heiligenkreuz

geb. 1954, Mitglied des Instituts für Philosophie
der Päpstlichen Hochschule Heiligenkreuz

buero-boehr@gmx.de



Ende der Zeiten – Zeit des Endes

Giorgio Agamben über das „Mysterium iniquitatis“

Giorgio Agamben zählt zu den führenden zeitgenössischen Philosophen Italiens. Auch in Deutschland ist er längst kein Unbekannter mehr. Zu den Schwerpunkten seiner Forschung gehören die Auslegung und Deutung kanonischer christlicher Texte, die er allerdings nicht theologisch, sondern, gleichsam unter dem Blickwinkel eines Außenstehenden, kulturphilosophisch in Augenschein nimmt und auf diese Weise so manche neue, ungewohnte, manchmal Widerspruch fordernde, aber immer doch weiterführende Sichtweise freilegt. Seine Arbeitsweise als Philosoph hat L. Jäger seinerzeit in einer Besprechung der schon vor längerer Zeit erschienenen Schrift Agambens *Was von Auschwitz bleibt* in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 7. Oktober 2003 treffend beschrieben: „Agamben ist gegenwärtig der bedeutendste Philosoph in der Nachfolge Walter Benjamins (...) Er nimmt einen Text als philosophisches Problem, und die Texte des höchsten Ranges sind zugleich die an philosophischen Problemen reichsten. In ihnen hat jedes Wort einen Bedeutungshof, der nach der philosophischen Deutung verlangt, ja geradezu nach einer Versammlung aller nur denkbaren philosophischen Echos, die er aufruft.“

Jetzt hat Agamben unter der Überschrift *Geheimnis der Kirche* eine Deutung des Amtsverzichts von Papst Benedikt XVI. vorgelegt, der zusammen mit einem Essay über *Das Geheimnis des Bösen* als schmales Bändchen in deutscher Übersetzung bei Matthes & Seitz Berlin (2015) veröffentlicht wurde. Was haben beide Fragestellungen miteinander zu tun? Die Antwort gibt der Autor gleich zu Anfang: „Beide Texte stellen sich ein und demselben Problem: dem der politischen Bedeutung des messianischen Motivs des Endes der Zeiten“ (7). Benedikt hat, so Agambens Feststellung, mit seinem Verzicht einen Mut bewiesen, der in unserer Zeit alles andere als selbstverständlich ist. Mit seiner Entscheidung rufe er zwei wesentliche, aber weithin vergessene Prinzipien ethisch-politischer Tradition in Erinnerung, „der sich unsere Gesellschaft nicht mehr bewusst zu sein scheint“ (10):

Die Unterscheidung zwischen Legitimität und Legalität. Die Krise der Gegenwart sieht Agamben auch darin begründet, dass die Herrschenden „jegliches Bewusstsein für ihre Legitimität verloren haben“ (10): Ein substantieller Verlust, der zum Niedergang der demokratischen Institutionen beiträgt und zeigt, dass der neuzeitliche Versuch, Legitimität im positiven Recht zu begründen, gescheitert ist. Lebendig nämlich sind die Institutionen einer Gesellschaft nur, wenn beide Prinzipien – natürliches und positives Recht, geistliche und weltliche Macht – ihre Wirksamkeit entfalten. Diese ihre Wirksamkeit aber mündet in den Widerstreit beider: Sie dürfen nicht ineins fallen, weil sie zwar aufeinander bezogen sind, aber ganz verschiedenen, zueinander im Verhältnis einer Spannung stehenden Zielen folgen.

Die „politische Maschine“ (12), so Agambens Diagnose, läuft nur rund, wenn die Legitimität nicht hinter der Legalität verschwindet – und umgekehrt der Anspruch von Legitimität nicht der Legalität die Luft zum Atmen nimmt. Dieser Behauptung folgt eine schwer wiegende Feststellung: „Das macht die Bedeutung der Entscheidung Benedikts XVI. aus.“ (13) Wie der Verfasser zu dieser, womöglich zunächst gar nicht so einleuchtenden Schlussfolgerung kommt, erklärt er umgehend mit folgender Deutung: Das Oberhaupt „jener Institution, die sich des ältesten und augenscheinlichsten Legitimitätsanspruchs rühmen kann, entschließt sich zu einem Schritt, der eben diesen Anspruch radikal infrage stellt. Angesichts einer für die Problematik ihrer Legitimität unempfindlichen Kurie, die lediglich den Erfordernissen der Wirtschaft und der weltlichen Macht zu genügen versucht, entscheidet sich Benedikt XVI. für die geistliche Macht, der in seinen Augen einzig dadurch Geltung verschafft werden kann, indem er auf das Amt des Stellvertreters Christi verzichtet – und so die Kirche in ihren Grundfesten erschüttert.“ (ebd.)

Agamben erläutert den theologischen Kontext, von dem er glaubt, dass dieser den Amtsverzicht des Pontifex erklärt, und nimmt dabei Bezug auf einen 1956 veröffentlichten Aufsatz des damals 30-jährigen Ratzinger.¹ Die wissenschaftliche Arbeit gilt dem Kirchenverständnis eines heute kaum noch bekannten patristischen Autors, Tyconius, der in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. im nördlichen Afrika wirkte und gemeinhin als donatistischer Häretiker gilt. Tatsächlich erblickt Agamben in ihm nicht nur einen exzellenten Theologen, sondern weiß auch um seinen Einfluss als Wissenschaftler; ohne ihn und seine Sichtweise hätte Augustinus, der seine Schriften kannte und den Donatismus bekämpfte, seinen *Gottesstaat* so nicht schreiben können. Auch wenn dieser zu anderen Deutungen gelangte, bleiben die Impulse von Tyconius dennoch sichtbar und wirksam.

Tyconius verfasste ein Werk über die Regeln zur Deutung der Heiligen Schrift; anderthalb tausend Jahre später beschäftigt sich Ratzinger v.a. mit der zweiten der insgesamt sieben Regeln; sie ist bei Tyconius überschrieben: *De Domini corpore bi-*

1 J. Ratzinger, *Beobachtungen zum Kirchenbegriff des Tyconius im 'Liber regularum'*, in: *Revue des Études Augustiniennes et Patristique* 2 (1956), 173-185.

partito (Über den zweigeteilten Leib des Herrn), und korrespondiert ihrerseits mit der siebten Regel *De diabolo et eius corpore* (Über den Teufel und dessen Leib). Ratzinger nun erläutert im Anschluß an Tyconius diese beiden Regeln, dass nämlich der eine und einzige Leib der Kirche zwei Seiten hat, „eine sündige und eine begnadete, die aber beide eben Seiten eines einzigen Leibes – der Kirche – sind.“ (15) Die eine und einzige Braut Christi, die Kirche, hat zwei Seiten, eine dunkle der Sünde und eine lichte der Gnade.

Augustinus folgte, darauf weist Ratzinger hin, dieser Vorstellung der aus Gutem und Schlechtem gemischten Kirche nicht; bei ihm stehen Jerusalem und Babylon in einem unversöhnlichen Gegensatz getrennten Daseins. Für Tyconius hingegen ist Jerusalem zugleich immer auch Babylon: ein und dieselbe Stadt, in der das Gute und das Böse nebeneinander wohnen. Agamben greift auf Ratzinger und dessen Hinweis zurück, dass nämlich die Kirche zugleich eine der Niederträchtigen und eine der Gerechten ist; ihm kommt es auf die Schlussfolgerung des jungen Theologen – und dessen Aufmerksamkeit für Tyconius – an: „Daraus geht nun aber hervor, dass der Antichrist zur Kirche gehört, in ihr und mit ihr wächst bis zur großen ‚dicessio‘, die die endgültige ‚revelatio‘ einleitet.“ (16)² Diese Scheidung (*dicessio*) und die sich anschließende letzte Offenbarung (*revelatio*) stehen am Ende der Zeit und damit rückt 2 Thess 2,1–12 in den Blick, jene dunkle Stelle, an der Paulus Hinweise auf die Endzeit gibt.

Diese Endzeit ist geprägt durch das Wirken zweier Gestalten: Des „Gesetzlosen“ einerseits und des „Aufhalters“, der am Fortgang der Ereignisse, also der Wiederkunft Christi, hindert, andererseits. Die erstgenannte Gestalt wird gemeinhin als „Antichrist“ bezeichnet, während die Zuordnung der zweiten Schwierigkeiten bereitet: Unter jenem *katechon*, das den Fortgang zum Ende aufhält, wurde anfänglich und wird bis heute häufig das Römische Reich verstanden, während auf der Linie jener Deutung, die Tyconius vertritt, die Kirche selbst darunter zu verstehen ist, die als zweigeteilte das Geheimnis des Bösen in sich selbst beherbergt – man denke beispielsweise an die Gestalt des Großinquisitors, wie F. M. Dostojewski sie in eben diesem Sinne – nämlich als Aufhalter – gezeichnet hat.

Zwei Monate bevor Benedikt seinen Verzicht erklärte, kommt er in der Generalaudienz am 22. April 2009 noch einmal auf Tyconius, den er als einen zwar schismatischen, aber „dennoch großen Theologen“³ bezeichnet, zu sprechen. Zum Geheimnis der Kirche gehöre, dass ein Teil ihres Leibes dem Teufel gehöre. Das war die Überzeugung von Tyconius. Der Papst stellt dieser Ansicht zwar die ihr widerstreitende Lehre von Augustinus gegenüber, aber der Gegenstand seiner Katechese, nämlich das Leben und die Lehre von Ambrosius Autpertus, einem Mönch, der im 8. Jh. lebte, scheinen doch Tyconius recht zu geben: Benedikt zollt Ambrosius

2 Agamben zitiert hier wörtlich Ratzinger, *Kirchenbegriff des Tyconius*, 181 [s. Anm. 1].

3 https://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/audiences/2009/documents/hf_ben-xvi_aud_20090422.html (Stand 02.09.2015)

nämlich gerade deshalb Anerkennung, weil sein Weckruf in einer Zeit erfolgte, „in der Nationalismus und Tribalismus das Antlitz der Kirche entstellt hatten.“ Und er – Ambrosius – fordert seine Zuhörer(innen) auf, jenseits aller „politischen Instrumentalisierung“ der Kirche „in diesen Abgrund einzutreten und (...) dem Wort Gottes das eigene Fleisch anzubieten.“⁴

Damit nähert sich Agamben dem Schluss seiner geschichtlichen Deutung des Amtsverzichts, den er als eine Beschwörung jener *dicessio* – Scheidung – der lichten und schönen von der dunklen, der hässlichen Seite der Kirche versteht, „und Benedikt XVI. war sich natürlich vollkommen darüber im Klaren, dass sich diese erst mit der Wiederkunft Christi vollziehen kann und muss, also jenes Ereignis voraussetzt, das die Zweigeteiltheit des Leibes der als ‚katechon‘ wirkenden Kirche aufschieben sollte.“ (25) Die Entscheidung Benedikts mache deutlich, dass die Frage nach den letzten Dingen „in der Kirchengeschichte insgeheim fortwirkt“, nachdem die Kirche selbst das Nachdenken über die Eschatologie inzwischen so gut wie eingestellt habe. Ein Bewusstsein von den letzten Dingen aber sei fortdauernd unverzichtbar, um den „Umgang mit den vorletzten Dingen anzuleiten und auszurichten“ (26). Endzeit ist, so verstanden, die Zeit des Endes, die vom Ende her bewirkte innere Verwandlung der Zeit im Jetzt der Gegenwart, jener Zeit mithin, die zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen Jesu Christi liegt, „also“, schreibt Agamben, „in der historischen Zeit, die auch die unsere ist.“ (27)

Die Dramatik dieser Zwischenzeit – eine „dramatische Handlung“ (ebd.) heißt im Griechischen *mysterion* – verlangt nach Entscheidungen im Spannungsfeld von Heil und Verderben. Die endzeitliche Scheidung von Gut und Böse ist eine Entscheidung nicht in ferner Zukunft, sondern im Hier und Heute. Vor diesem Hintergrund ist der Verzicht des Papstes als Mahnung zu begreifen, „dass die Kirche nicht überleben wird, wenn sie die Lösung des Konflikts, der ihren ‚zweigeteilten‘ Leib zerreißt, auf das Ende der Zeiten vertagt.“ (28) Diese Lösung muss Tag für Tag im geschichtlichen Leben der Kirche gesucht werden, damit sie, „die sich an die Zeit verloren hat, mit dem Ende der Zeiten wieder in Beziehung treten“ (29) kann: Denn wenn „das eschatologische Element verkümmert, wird die weltliche Ökonomie im wahrsten Sinne des Wortes unendlich, das heißt end- und zwecklos. Das Paradox der Kirche besteht darin, aus eschatologischer Sicht der Welt entsagen zu müssen, was sie jedoch nicht vermag, weil sie aus ökonomischer Sicht von dieser Welt ist und ihr nicht entsagen kann, ohne sich zu verleugnen. Eben hier kommt es zur entscheidenden Krise: Weil der Mut – dies scheint mir die eigentliche Botschaft Benedikts XVI. zu sein – nichts anderes ist als die Fähigkeit, mit dem eigenen Ende in Beziehung zu stehen.“ (ebd.) Soweit Agambens kenntnisreich und hintergründig vorgetragene Deutung des „exemplarischen Charakters“ (30) der Entscheidung des Papstes in ihrem theologischen und ekklesiologischen Kontext.

4 Ebd. [s. Anm. 3].

Es ist eben dieser Kontext, indem auch die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens steht; der Leib der Gesellschaft ist wie jener der Kirche – Agamben fügt hinzu: „(...) und vielleicht noch beunruhigender als dieser“ – zweigeteilt, er setzt „sich aus gut und böse, Rechtschaffenheit und Verbrechen, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit“ (ebd.) zusammen. So weit, so gut und kaum bezweifelbar. Dass dies heute aber gar nicht mehr als Problem wahrgenommen wird, sondern sich statt dessen der Irrglaube verbreitet, man könne diese Unterscheidung vergessen machen, alles verfahrensrechtlich durch untersagende und ahndende Vorschriften regeln, und auf diesem Weg ausschließlich nach technischen Kriterien regieren, um schließlich die Frage nach Gerechtigkeit und Legitimität ganz aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu verbannen, das ist der von Agamben beklagte Verrat am „kostbarsten Gut der europäischen Kultur“ (31).

Jetzt kann es nicht mehr verwundern, dass der Verlag dem Essay über den Amtsverzicht des Papstes jenen über das *Mysterium iniquitatis* – *Geschichte als Geheimnis* beigegeben hat. Der Zusammenhang beider Texte liegt auf der Hand: Es geht, hier wie dort, um unser Verständnis von Geschichte – einem Verständnis, das immer auch die Frage zu beantworten hat, in welches Verhältnis es sich selbst zu den letzten Dingen setzt. Denn, so lautet Agambens nachdenkliches Résumé seiner eindrucksvollen Reflexion über das *Mysterium iniquitatis*, das „Böse ist kein ‚theologisches‘ Schauerdrama, das alles Handeln lähmt, undurchschaubar und zwielichtig werden lässt, sondern ein ‚historisches‘ Drama, in dem die Entscheidung eines jeden zählt.“ (58) Wer hat heute den Mut, das so zu schreiben, dass nämlich das kaum zu fassende Geheimnis des Bösen unmittelbar in eine Handlungsaufforderung, die ausnahmslos jeden Menschen im Hier und Jetzt vor die Entscheidung stellt, einmündet?

Dem Verlag *Matthes & Seitz Berlin* sowie dem Übersetzer Andreas Hiepko ist nachdrücklich zu danken dafür, dass sie die beiden Essays Agambens den deutschen Leser(innen) zugänglich gemacht haben, denn diese Aufsätze dürfen hierzulande nicht unbemerkt bleiben. Sie öffnen den Blick für eine Deutung, die vielleicht von der Sichtweise Benedikts XVI. gar nicht weit entfernt liegt. Agambens schmales Büchlein ist nicht nur gelehrt, ist nicht nur anregend und nicht nur fesselnd. Es greift an die Wurzel unseres Glaubens- und Kirchenverständnisses. Es rüttelt auf, weil es die heute so beliebten verniedlichenden Deutungen verlässt und verharmlosende Sichtweisen sprengt. Es ist geschrieben aus dem Blickwinkel eines Außenstehenden, der sich schwer tut zu begreifen, warum die Kirche so wenig der Versuchung, sich an die Zeit zu verlieren, widerstreitet und widersteht. Nicht dass die Kirche aus der Zeit wäre; das gerade behauptet Agamben mitnichten. Aber sie lebt eben nicht ausschließlich in der Zeit, sondern ist in jener Spannung gehalten, die alle – unsere jeweils als Gegenwart gelebte – Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen Jesu Christi prägt.